

Matthias F. Steinmann

VERIRRT in Giessbach

Ein historischer Roman
über eine Romanze, Mord und Krieg

Ursella Verlag
Helvetia Verlag

Zu diesem Buch



Turmzimmer von aussen

Der Starchirurg PD Dr. Fritz Steinmann sucht 1914 nach einem Burnout Erholung im mondänen **Grandhotel Giessbach** am Brienersee. Das geschichtsträchtige Hotel, Inbegriff von Luxus und Eleganz, ist damals Treffpunkt der Beau Monde aus ganz Europa. Aber noch ahnt hier fast niemand, dass dramatische Zeiten aufziehen: Der Erste Weltkrieg, der über diese friedliche Oase bereits seine Schatten wirft.

Fritz Steinmanns Leben, das er bisher ganz seiner Karriere geopfert hat, droht in Giessbach plötzlich aus den Fugen zu geraten: Er lernt die attraktive Hotelbesitzerin Elisabeth kennen – und kann sich ihrer Faszination nicht entziehen. Und hinter der glamourösen Fassade des Hotels gibt es eine ganz eigene Welt mit ihren Dramen und Tragödien: Fritz Steinmann steht sogar plötzlich im Mittelpunkt einer rätselhaften Mordserie und begibt sich selbst in Lebensgefahr.

«Verirrt in Giessbach» ist ein fesselnder Roman um einen Ort voller Geschichte und Geschichten, der ein atmosphärisch dichtes Bild einer untergehenden Welt vor dem Grauen des Ersten Weltkriegs zeichnet.

Ursella Verlag

2023 bei Ursella Verlag
Ursellen 21
3510 Konolfingen

Helvetia Verlag
Vertrieb

DER STIFTUNG GIESSBACH
DEM SCHWEIZERVOLK
ZU IHREM 40-JÄHRIGEM
BESTEHEN GEWIDMET

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Ursella Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Auch alle Film- und Fernsehrechte sind darin eingeschlossen.

ISBN 978-3-907402-283-0

Mein herzlicher Dank gilt Vera Weber, Präsidentin Giessbach AG und Stiftung Giessbach dem Schweizervolk, für alle notwendigen Informationen und Archivbilder, meinem Freund Peter Balsiger für die Lektorierung, Manuela Boss für die grafische Gestaltung, Danila Rikas für die Korrekturen und allgemeine Mitarbeit, Beatrice Reinle für die Schreibearbeit sowie Renate Haen für das Korrekturlesen.

Inhalt

1. Schneidezahn	13
2. Karussell	19
3. Spiegeleier	29
4. Krieg?	41
5. Bluntschlis Irrtum	53
6. Sherlocks Einstieg	67
7. Spionage oder Intrige?	75
8. Sternzeit	87
9. Überschuldet?	101
10. L'air de la guerre	107
11. Postillon d'Amour	117
12. Generalstab	127
13. Hymnenstreit und eine Leiche	137
14. Wendungen	145
15. Das Duell	157
16. Ein Liebesbrief?	167
17. Im Verdacht?	177
18. Menetekel	189
19. Geschichtsdiner	201
20. Ex cathedra	209
21. Nachtblitze	221
22. Der Funken	229
23. Das Erdbeben	241
24. Verloren in Giessbach	257
25. Professor Rüttimüller	269
26. Hélène Alpstein	279
27. Der Brief	287
28. Wegwanderung in den Krieg	295

Vorwort

Verirrt in Giessbach ist ein historischer Roman mit einigen Besonderheiten:

Zur historischen Phase:

Die Handlung spielt in der Zeit von Ende Juni bis anfangs Juli 1914, das heisst zu Beginn der sogenannten Juli-Krise, die anfangs August zum 1. Weltkrieg führte.

Erst im letzten Kapitel werden die Monate August und September 1914 einbezogen.

Historisch gesehen geht es um die Zeit des Kriegsausbruchs, der Grenzschlachten im Westen bis kurz nach der Marne-Offensive anfangs September, als sich die Kämpfe in einem Stellungskrieg festbeissen.

Ort der Handlung ist mit Ausnahme des letzten Kapitels das Grandhotel Giessbach und sein Kurhaus am Brienersee im Kanton Bern. Es wurde darauf geachtet, dass die beschriebenen Gebäude, Räumlichkeiten und Wegführungen jenen der Zeit von 1910 bis 1914 entsprechen.

Komplexer wird es bei den handelnden Persönlichkeiten

- Personen der damaligen Öffentlichkeit

Die Akteure (oder: prominenten Persönlichkeiten) werden in ihren tatsächlichen Rollen dargestellt, wie auch die beschriebenen historischen Ereignisse mit den damaligen so kritischen Zeiten übereinstimmen. Europa steuerte in einen Weltkrieg, ohne dass sich dieser unmittelbar nach dem Attentat vom 28. Juni 1914 auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie in Sarajewo aufdrängte. Es war

ein unglücklicher dynamischer Prozess von Bündnissen, Ansprüchen, militärischen Automatismen und wenig weitsichtigen Eliten, der einen Monat später die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts auslösen sollte.

Daher ist noch heute die Frage der Kriegsschuld ein heftig diskutiertes Thema unter den Historikern.

- Die Hauptperson ist mein Grossvater Prof. Dr. Friedrich Steinmann, genannt Fritz, und damals 1914 noch Privatdozent.

Bereits zu diesem Zeitpunkt galt er als eigentlicher Starchirurg, der die Orthopädie mit der Steinmann'schen Nagelexension und den ersten Meniskusoperationen international weiterbrachte. Noch heute wird der Steinmann-Nagel (Steinmann-Pin) zeitweise angewendet.¹

Was selbst in der Familie nicht bekannt war und ich erst durch Recherchen herausfand, war, dass mein Grossvater Ende August und im September 1914 einige Zeit in den Lazaretten an der Westfront der Deutschen verbrachte und 1915 von Mai bis Juli in Bielnitz (Galizien) an der Ostfront bei der Gegenoffensive der Mittelmächte ein Frontlazarett mit 2000 Betten und 500 Mitarbeitern leitete.

- Die Fiktion

Ich dichte meinem Grossvater eine völlig erfundene Geschichte eines Burnouts an, wobei ihm zur Erholung mindestens zwei Monate im Grandhotel Giessbach verschrieben wurde.

¹ Für diesen Roman konnte ich zwei Tage bei Dr. med. Pierre Hofer, Chef Orthopädie St. Gallen, verbringen: einen Tag in seiner Praxis und einen ganzen Tag im OP. Alle Chirurgen bei Hirslanden kannten die Bedeutung von Friedrich Steinmann. Mein Dank gilt der Unterstützung Dr. Pierre Hofer

Dort lernte er **Elisabeth Labhardt** näher kennen, **die Direktorin und Tochter des Hotelmagnaten Labhardt**, der er ein halbes Jahr vorher den Meniskus operiert hatte.

Diese Persönlichkeiten sind frei erfunden und deren Handlungsweisen ohnehin.

Hier gibt es ein **ABER**:

Die heutige Präsidentin **Vera Weber der STIFTUNG GIESSBACH DEM SCHWEIZERVOLK und der Giessbach AG** bildet in ihrer äusseren Erscheinung ein bisschen die Vorlage für die historische Elisabeth, und zwar mit ihrem Einverständnis. Hier gilt es beizufügen, dass 1983 das Grandhotel Giessbach durch Naturschützer Franz Weber vor dem Abriss gerettet wurde. Heute floriert Giessbach dank dieser Glanzleistung immer noch.

Ja, die kreative und initiative Führung durch seine Nachfolgerin Vera Weber von Giessbach gilt als eine ebenso wichtige Aktivität wie die Führung der Franz Weber Stiftung als Ganzes, die im Tier- und Landschaftsschutz international bekannt ist.

Dieses Buch darf daher auch als Hommage an die im Jahr 1983 gegründete, nun 40-jährige STIFTUNG GIESSBACH DEM SCHWEIZERVOLK und ihre heutige Präsidentin verstanden werden.

Aber, es sei wiederholt, mit dem **JETZT** besteht keine Übereinstimmung, obwohl die Probleme einer Hotelführung sich wahrscheinlich nicht grundsätzlich verändert haben.

Auch alle **Nebenrollen** sind fiktiv, und es besteht kein Bezug zu den damals oder heute lebenden Personen.

Der Roman will bewusst neben der Romanze – mehr ist es nicht –, dem kriminellen Rätsel und schliesslich dem drohenden Krieg, der ja auch heute in der Luft liegt, auf etwas hinweisen, das heute genauso existiert:

Giessbach ist ein ganz besonderer Kraftort, der wie eine Welt für sich hoch oberhalb des Brienersees steht und der mich bei jeder meiner vielen Durchwanderungen faszinierte.²

Der wichtige Bildteil stammt aus dem Archiv des Hotels Giessbach. Es wurde versucht, mehrheitlich Bilder aus der Zeit von 1910 bis 1914 zu zeigen, ergänzt durch einige handlungsnotwendige Fotos aus anderer Zeit, sogar von heute.

Matthias Steinmann

Im September 2023

² *Ich bin fünfmal auf der Wanderung ins Engadin von Iseltwald her dort vorbeigewandert, zweimal auf dem Jakobsweg Richtung Spanien und etwa dreimal beim Abschnitt Brienz – Freiburg.*

1. Schneidezahn

Klar, diese Aussicht müsste ihn in eine hohe Stimmungsherrlichkeit versetzen: wie auf dem Logenplatz eines Naturtheaters sieht er, für ihn eine Premiere, auf das Glitzern und Funkeln des spiegelglatten Sees, der sich weiter unten türkisblau ausbreitet. Das nach dem steilen Teppich aus Tannen, Fichten und Gebüsch, durchbrochen von felsigen Klecksen. In der Brillanz der Abendsonne immer noch gut sichtbar im Naturspiegel des Sees, das Allerlei Grün des Waldes, der reissende Wasserfall-Wildbach und dazwischen ein grosser Farbtupfer: «das Märchenschloss». Es nennt sich Grandhotel Giessbach.³ Ja, sogar seine drei Türmchen, die zahllosen, von rostbraunen Läden bekränzten Fenster, teils mannshoch, und die frech herausragenden Balkone sind deutlich sichtbar. Alles aber wie durch einen blauen Schimmer weit entfernt.

Er sieht, aber nimmt nicht wahr.

So auch nicht das nach dem Türkisblau leicht rötlich durch die Abendsonne eingefärbte anderseitige Ufer des Brienersees. Ebenso nicht die hochsteigenden grün-braun-gelben Almen und die Wälder, durch graue Felsbänder und Gruft-ähnliche

³ *Das historische Grandhotel Giessbach wurde 1873–1875 durch den französischen Architekten Horace Edouard Davinet erbaut. Auftraggeber war die bekannte Hotelierfamilie Hauser aus Wädenswil im Kanton Zürich. Die architektonische Eleganz des neuen Gebäudes im Einklang mit der Umgebung verhalf dem Hotel schnell zu weltweiter Bekanntheit. Maler, Kupferstecher und Photographen hielten die wundervolle Einheit von Gebäuden, Parkanlagen und Landschaft im Bilde fest. Dichter und Musiker besangen das Naturwunder der Giessbachfälle. Bis zum Kriegsausbruch von 1914 war das Grandhotel Giessbach Treffpunkt der grossen Welt. Gekrönte Häupter mit ihrem Gefolge, Staatsmänner, Diplomaten und gefeierte Künstler verbrachten den Sommer im Giessbach, schöpften neue Kräfte und tauschten Gesellschaftsklatsch und Staatsgeheimnisse aus. Aus «Geschichte Grandhotel Giessbach Brienz».*

Einschnitte durchsetzt, die hinauf zum zerklüfteten Bergkamm führen. Dort trennen sich die Berge vom Eisenblau des Himmels, aber nun auch mit warm-rottem Licht bemalt.

Es wäre eine Bildvorlage für Giovanni Segantini (1858–1899), wenn im Engadin zu sehen.

Aber nicht für Fritz.

Er sieht es sehr wohl, aber will es nicht wahrnehmen, auch nicht die Innenseite, wo er steht. Der ihm zugewiesene Raum hat er wortlos nickend hingenommen, ist sogleich zum Fenster geschritten, um es aufzureissen.

Da steht er immer noch.

Sein Turmzimmer (Nr. 224), halbrund mit drei beinahe mannhohen Fenstern, färbt sich beige-rot mit den Tapeten ein. Möbliert mit einer Louis Philippe Sitzgruppe und einer Zürcher Wellenschrank-Nachahmung, aber mit einem Spiegel versehen. Das breite Zweierbett in dunklem Holz lädt auch zur wortlosen Körperzwiesprache Liebender ein. Aber es ist für Fritz weiter weg als Bern, von wo er heute am späteren Nachmittag über Brienz mit dem Dampfschiff und dem Hotel-Drahtseilbahnen angereist ist. Ohne dem palastähnlichen Gebäude in der grosszügigen Anlage geschweige dem wuseligen Getriebe in den Sälen rund um die Reception Beachtung zu schenken, liess er sich umgehend in dieses Turmzimmer führen.

So steht Fritz, zur Lebenssäule erstarrt, zwischen den Vorhängen aus beinahe durchsichtigem Stoff, die sich wie Theatervorhänge obenhin verengen. Von Aussen betrachtet steht ein Schauspieler belastend lang auf der Bühne, der da Einsamkeit spielt. Aber ohne Publikum. Es sei denn, von der prallen Natur neugierig besehen, die seit Jahrtausenden an ein Kommen und Gehen gewohnt ist, ohne viel Änderung zu erwarten. Zwar wurde sie im letzten Jahrhundert – wir schreiben Mittwoch, den 24. Juni 1914 – deutlich fühlbarer von den Menschenameisen angeritzt, ja punktuell gar zerstört. Doch noch bleibt sie unbeeindruckt überstark und schlägt nicht zurück. Denn wohlwissend, was die

Kopfameisen langsam zu vergessen scheinen, dass sie selbst nur ein sich vermehrendes und sterbendes Teil der Natur sind.

«Ich bin ein ausgerissener Zahn, präziser ein *Dentes incisivus*, ein Schneidezahn ... das ist's ... die Wunde blutet noch, aber der Zahn ist achtlos zur Seite geworfen, liegt da und trocknet nun aus. Ich weiss nicht weshalb, wo und wohin?»

So denkt Fritz, für ihn ziemlich emotional, gar leicht hysterisch angehaucht, das heisst, völlig ungewohnt und vor allem undiszipliniert. Er, der erfolgreiche Unfallchirurg und Orthopäde, zeichnet sich durch ein sinnvolles, aber spiralisches Denken auf hohem Fachniveau aus, gespickt mit Aha-Einfällen, die oft zu Innovationen führen, die er als guter Schweizer Handwerker ohne Bedenkenträgerei umsetzt. Dabei geht es jeweils auch um Versuch und Irrtum. Aber Fritz ist ein Besessener, der sich und seinen gut geölten Apparat ständig im Trab ins Vorwärts treibt.

Er ist ein typischer Chirurg, der die Zeitenwende in der Medizin anfangs des 20. Jahrhunderts nicht nur fühlt, sondern bewusst vorantreibt. Zugegeben allzu oft abgebremst durch die Fakultät, die neidvollen Kollegen und schliesslich, ja leider, von seinem grossen Lehrer, Professor Emil Theodor Kocher. Denn Oberassistenten sollten sich nicht verselbstständigen, den Ruhm personalisieren, statt jenen des Ordinarius zu mehren. Und das schafft Distanz.

Fritz ist seit 1907 Privatdozent, Gründer des Engeriedspitals in Bern im gleichen Jahr und vor allem mit seiner Steinmann'schen Nagelexension⁴, zunehmend weltweit bekannt. Dazu betreibt er noch eine finanziell erfolgreiche Praxis am Hirschengraben. All das lässt den Nobelpreisträger Kocher nicht kalt. Dies, ob-

⁴ Bei der von Friedrich Steinmann entwickelten Methode der Nagelexension ging es um ein vereinfacht und in verschiedener Hinsicht verbessertes Verfahren, um ein gebrochenes Glied zu strecken, damit die gebrochene Stelle wieder in die ursprüngliche Lage verwachsen wird. An der gewünschten Gelenkstelle wird ein «Nagel» durchgeschlagen, an dem je nach Bedarf über Drähte und eine Rolle die notwendigen Gewichte gehängt werden. Man muss sich bewusst sein, dass in der damaligen Zeit gemäss Fritz Steinmann: 2/3 der Invaliditätsschädigungen auf die Frakturen entfallen. So können wir ermessen, welchen national-ökonomischen Fortschritt die geringste Besserung dieser Behandlung darstellt.

wohl Fritz seinen Lehrer immer hochachtete. So verhinderte Kocher bis zu seinem Tod (1917), dass sich ein eigenständiges Fach Unfallchirurgie unter der Leitung seines berühmten Schülers etablieren konnte (gelang erst 1919). Trotzdem hielt Fritz seinen Nachruf in dankbaren und würdevollen Worten, innerlich wahrscheinlich ziemlich erleichtert, denn eine Professur war seit Jahren sein Hauptziel im Leben.

«Und jetzt bin ich aus dem Kauwerk der aktuellen Chirurgie ausgerissen, skalpelllos auf die Seite geworfen. Ein unnützer Schneidezahn bin ich, verbannt in diesen Märchenkasten und hineingerollt in das Leben der Schönen, Reichen und eingebildeten Fremdadligen aller Nationen. Zugegeben, dieses Zimmer, ja mehr eine Suite, ist annehmbar, vielleicht sogar ein wunderartiges Privileg. Auch die Rundschau, die Waldseeluft stimmig rein. Doch das ewige Rauschen des Wasserfallbaches sitzt im Ohr wie ein lauter Tinnitus. Er kann einen in den Wahnsinn treiben. Aber dieses Rauschen, das habe eine sedative Wirkung, auf die mein junger Kollege, der Neurologe Robert Isenschmid⁵, setzt. Das wirke in zwei, drei Monaten ... vielleicht.»

Immerhin denkt Fritz nun etwas konkreter über sein Hiersein nach. Nicht mehr traumlos schwammig wie als Salzsäule zuvor. Er gilt ja eigentlich als konsequenter, vor allem präziser Denker, ganz rational und bekannt dafür, seine daraus gründlich fundierten Ansichten kompromisslos und leider oft wenig diplomatisch durchzusetzen.⁶ Sein akademischer Vorgesetzter

⁵ Isenschmid, 1882–1964, 1930 erster Ordinarius in Neurologie.

⁶ Bundesrat Karl Scheurer (1872–1929) ist seit dem Gymnasium ein enger Freund von Fritz (in der Verbindung v/o Fink, desgleichen beide in Zofingia, Fritz v/o Topf). Er schreibt in seinen persönlichen Memoiren (undatiert) über die Gymnasialzeit in Burgdorf, so auch über Fritz, dass vieles über ihn im Zusammenhang mit seiner Neigung, sich fachlich zu streiten, verständlich wird:

Steinmann war der intelligenteste von uns: dazu gründlich, wenn etwas ihm nicht passte; mit einigen Gedanken, die nicht selten die Lehrer in Verlegenheit setzten; hartnäckig in der Verfolgung eines Zieles; dabei ein guter fröhlicher Kamerad. Die Schroffheit und das anscheinend rücksichtslose Wesen, die ihm vorgeworfen worden sind und ihm viele Gegner zugezogen haben, kamen niemals aus einem schlechten Charakter, sondern aus der Hingabe an einen als richtig angesehenen Gedanken, den er mit der ihm angeborenen Kraft und Zähigkeit, manchmal aber auch in eckiger Weise, verfolgte.

und seine Kollegen, aber auch die zuständigen Behörden, wissen, dass Fritz sich auch nicht scheut, für seine Meinung heftig zu streiten.

Das nicht immer zu seinen Gunsten.

Immerhin zeigt er nun ein erstes Überlebenszeichen. Zwar hat man seinen Schneidezahn gezogen, doch er beginnt die neue Situation langsam zu erfassen, abzudenken, und die Bereitschaft dämmert in ihm auf, sich der Therapie zu ergeben, die ihm Robert verschrieben hat.

Kurz: Langzeit-Ruhe, herunterfahren auf null im Hotel Giessbach.

Und sie muss gelingen.

Er kann doch nicht mit 42 Jahren, schon an der Spitze seiner Karriere angelangt, aufgeben, wenn man vom längst fälligen Professorentitel absieht. Er ist ja auch bürgerlich «richtig» verheiratet, dadurch gesellschaftlich bestens vernetzt. Auch mit seinen international beachteten Verdiensten wäre es doch viel zu früh, die Flinte ins Korn zu werfen...

Und was, wenn doch? Vielleicht wird er nachsichtig auf ein Nebengeleise geschoben, zum Beispiel, um mit staubtrockenen Gutachten für die sich in Gründung befindenden Suva seinen Lebensunterhalt zu verdienen... das Skalpell in die Aare geworfen.

Ja dann.

Nun tritt Fritz von seinem Theaterfenster mit dem grünen Abgrund, der in den glatten See fällt, zurück. Dazu ein böser Gedankenruck: Eigentlich wäre das hier der geeignete Ort, ja eine Einladung gar, für einen Sprung über das eiserne Gelände des mannshohen Fensters. Und ein nutzloser, stumpfgewordener Schneidezahn wäre entsorgt. Weg die Sehnsucht nach dem Skalpell, den herumschwirrenden Assistenten, aber auch der braven Betty mit ihrem emmentalischen Pflichtbewusstsein. Auch auf Nimmerwiedersehen von der pummeligen Hanny (10) und dem schweigsamen Bubu (6).

Ja, wenn die Zähne nicht mehr schneiden und zermalmen können, werden sie jeweils durch ein Gebiss ersetzt. Aber dessen Beissfähigkeiten sind auch geringer als die aus der Natur gewachsenen Zähne. Doch: der gezogene Zahn weiss dann nichts mehr davon, er ruht da unten im See... wahrscheinlich im ziemlich kühlen auch.

Vielleicht wäre gerade zu diesen morbiden Überlegungen eine Beschreibung von PD Dr. med. Fritz Steinmann angebracht.

Also: Ein gut proportionierter schlanker Mann, zirka 1.70 m gross, schwarzhaarig, aber mit hoher Stirn, sich ausbreitender Glatze und einer prägnanten Nase über dem gepflegten Schnauz. Meist auch mit dunkel gefasster Brille, die er oft seinem Boxer Joggeli überstülpt, der das gewohnt stoisch über sich ergehen lässt. Er trägt immer einen korrekten Massanzug, schwarz oder dunkelgrau, mit Weste, an der diskret eine goldene Uhrenkette prangt. Doch in der Klinik, Praxis oder Vorlesung ist er immer im hochgeschlossenen, weissen Mantel zu sehen, wobei nur der steife Kragen mit Krawattenknopf sichtbar ist. Selbstverständlich letzterer der dunklen Art.

Doch vom Äusseren zurück wieder ins Innere. Diesmal ist der Blitzgedanke oder besser Einschlag nur kurz, ohne Erhellung mit Nachhall. Weggewischt der Sprung ins kalte Nichts. Nein, im Grunde treibt es ihn ja immer vorwärts, und er will nun die Therapie bewusst angehen, minutiös wie eine Operation. Die Gefahr lauert erst dann ernsthaft, wenn auch die sich selbst befohlene Giessbach-Therapie nicht fruchten sollte... und das lässt sich erst in zwei, drei Monaten sagen.

Doch nun ist es wohl an der Zeit zu berichten, wie es dazu kam.

2. Karussell

Wir blenden zurück. Und zwar um genau zwei Wochen auf den Montag, 7. Juni 1914, 17.00 Uhr. Ort der Handlung: das kleine private Büro neben dem Sprechzimmer der Praxis von Fritz am Hirschengraben. Anwesend sind Fritz selbst und sein Besucher, Dr. med. Robert Isenschmid, zehn Jahre jünger als Fritz, das heisst 32 Jahre jung, und ein vielversprechender Assistent der Inneren medizinischen Abteilung. Er möchte sich auf Neurophysiologie spezialisieren. Sie kennen sich von den Anlässen der Altherren der Verbindung Zofingia, was automatisch ein Vertrauensverhältnis schafft, das heute von besonderer Bedeutung wird. Sein Vulgo ist «Spitz», so wie Fritz «Topf» genannt wird, und selbstverständlich ist man per Du, zu dem Fritz in der Akademie oder im Spital Engeried praktisch nie bereit ist. Er hält viel von Distanz im beruflichen Umfeld.

Robert, beziehungsweise «Spitz», gilt als einer der frühen und noch seltenen Anhänger der modernen Theorien des berühmten Neurophysiologen und Begründer der Psychoanalyse, Professor Sigmund Freud (1856–1939). Nach dieser Methodik möchte er bei Fritz vorgehen, der ihn so dringlich, aber höchst vertraulich, zu einem Gespräch gebeten hat:

Er leide akut an einem in sein Fachgebiet fallendes Phänomen. Eine Art Belastungstrauma, und er bräuchte seine Diagnose und seinen wirksamen Therapievorschlag. Dies, obwohl Fritz wohl weiss, dass ein oder zwei ältere und erfahrenere Kollegen hierzu auch in Frage kämen. Aber seine wohl berechtigte Befürchtung besteht darin, dass diese in heimlicher Schadenfreude trotz des Siegels der Vertraulichkeit (in der Regel ein Mittel zur Beschleunigung der Weiterverbreitung) intrinsisch-süchtige Kol-

legen animieren würde. Dies würde ihn, Fritz, den kommenden Starchirurgen im Unfall- und Orthopädie-Bereich, so kurz nach der Erteilung des ersten Lehrauftrages (2. Februar 1914) definitiv aus der Bahn werfen.

Das zur Ausgangslage.

Die beiden finden sich im eher düsteren, in Braun gehaltenen Büro ein. In der Mitte steht ein mit allerlei Akten und Dossiers bedeckter Bürotisch, Büchergestelle an den dunkeln Holztaferwänden voller Lehrbücher, Zeitschriften und Ordner. Zwei nicht gerade bequeme Stühle stehen je vor und hinter dem Tisch, mit grünen Kissen versehen. Auf der Gegenseite zur Tür unter dem Fenster zur befahrenen Strasse des Hischengrabens steht ein grün-samtig bezogenes Sofa, das aber nur selten nach den Konsultationen oder kleineren Eingriffen zur Pause genutzt wird.

Auf diesem Sofa liegt Fritz, den Blick starr gegen die beige Decke gerichtet, noch in seinem weissen Praxismantel, mit dem Kopf auf dem rossbraunen Kissen, und zwar brillenlos. Er ruht nicht aus, sondern ist innerlich ziemlich angespannt und unsicher, was da auf ihn zukommt.

Denn sein ungewohntes Liegen vor einem Dritten geschieht auf Anweisung von «Spitz», und zwar nach einem längeren Monolog in dozierendem Ton über die Analysemethode von Freud. Dabei rückt er seinen Stuhl hinter das Kopfende von Fritz und bleibt so seinem Blick entzogen. Gilt zu wissen, dass der selbst ernannte Analytiker aus keiner praktischen Erfahrung schöpft. Er will, etwas innerlich gehemmt, das aus den Publikationen des berühmten Wiener Professors Angelesene in die Tat umsetzen.

«Und nun, lieber ‹Topf›: Jetzt redest Du einfach los, wie es Dir in den Sinn kommt, exploriere, keine Verkürzungen, ja keine Synthese oder Zusammenfassung, einfach das, was Dir Augenblicksfindlichkeit eingibt. Ohne Hemmungen, ohne gross zu überlegen, schon gar nicht ex cathedra dozierend. Einfach Du, nur Du, lieber Verbindungsbruder.»

Fritz zögert noch, diese Kunstsituation ist für ihn ungewohnt, denn er versteht sich als überlegter Führender, auch bewusst Zuhörender, dann Analysierender und darauf Behandelnder. In der Regel ist und fühlt sich Fritz als Dominator in den häufigsten zwischenmenschlichen Geschehnissen aller Art.

Aber ... zugegeben ... der Leidensdruck beschwert ihn lebenshinhaltszentral wie ein Mühlstein, der ihn langsam aber sicher zermalmt. Den einzuhalten, loszuwerden, dafür ist er zu allem bereit, vielleicht sogar zu einem Pakt mit Mephisto. Denn: Wenn Fritz heute ein Skalpell zur Hand nimmt, dreht es ihm wie in einem Karussell, es fällt ihm aus der Hand und er taumelt zu Boden.

«Wo anfangen?»

«Kreis es ein, geh nicht sofort ins Zentrum Deines Leidens hinein»,

so die spontane Antwort des «Anfängers» in Sache Psychoanalyse in wissendem Ton, ohne praktische und theoretische Begründung. Zur Verteidigung – auch ohne grosse Fachkenntnisse allerdings – sei gesagt, dass wohl auch in der Medizin gerade im psychosomatischen Bereich ein intuitiv-rationales Vorgehen durchaus erfolgreich sein kann, weil näher an der individuellen Besonderheit der Patienten, als ein allgemein theoriebasierender Ansatz. Der Einfall durch Zufall fällt leichter in einen offenen Geist als in einen durch zu viel Fremdwissen beschwerter, wäre der Sinnspruch dazu.

«Weisst Du, ‹Spitz›, mein Leben findet am Operationstisch statt. Natürlich nach der erhellenden Diagnose im Vorher und dem geduldigen, zum Teil auch dem ungeduldigen Nachher.

Aber das Eigentliche im Leben beginnt für mich mit dem ‹Sesam-öffne-dich-Schnitt› bei der Operation.

Ja, ehrlicherweise ist mein Drang zu operieren grösser als jede private Ablenkung, auch in der Familie. Nichts ist mir wichtiger. Ja, ob das zwischenzeitlich zur Sucht geworden ist? Oft sage ich mir, es sind vier Gründe, warum ich immer wieder, ja, bei jeder

sinnvollen Gelegenheit zum Skalpell greife: Der faszinierende, fokussierende Vorgang des Aufschneidens und Arbeitens am lebendigen Körper, die unmittelbare Herausforderung, ein Problem zu lösen, dabei die Gehilfen mit kurzen Kommandos zu leiten und schliesslich mittelfristig zu sehen, dass der Patient geheilt sein wird. Zufriedene Gesichter inklusive.

Aber in meinem Fall entsteht daraus ein Bündel von Ehrgeiz-Rosen, die mich mit ihrem Duft auch stetig hinantreiben.

So zum Beispiel: Nicht unmittelbar, aber von Zeit zu Zeit meine neuen Erkenntnisse niederzuschreiben, sie der Fachwelt publizistisch mitzuteilen, befriedigt mich schon sehr. Vor allem die positive Resonanz darauf. Tja, mein wissenschaftlicher Ruf und klar auch mein Ehrgeiz sind sicher meine erstrangigen Lebensantriebe... vielleicht sogar meine wichtigsten, nach dem Skalpell in meiner Hand selbstverständlich.

Was habe ich nicht alles auf mich genommen hierfür. Das riesige, tagtägliche Pensum seit Studienbeginn, das mühsame Ertragen von diesem und jenem in der medizinischen Karriere, und vor allem die jahrelangen Fakultätsintrigen..., ach Gott!

Gut, der Erfolg blieb nicht aus: Die internationale Anerkennung meiner Nagel-Extension, die gutgehende Praxis, das Engeriedspital, meine Spezialität wie die der Meniskus-Operation, sind schon ausserordentlich. Der pekuniäre Erfolg und auch die Neider nicht zu vergessen. Aber wer den Neid nicht ertragen kann, soll nicht den Erfolg anstreben.

Die konventionell orientierten Hausärzte warnen im Übrigen vor dieser OP des Meniskus, und vor dem Unbekannten fürchten sich viele mehr als vor den bekannten Leiden. Also kommen nur hoffnungslose Knieblockaden zu mir in meinen Operationstempel. Im Übrigen dauert die konventionelle Therapie 2 bis 3 Monate und führt oft trotzdem nicht zum Ziel.

Meine Zieheltern, mein Onkel Niklaus Steinmann, Marie Mauerhofer und ihr Bruder, der Käsebaron Friederich, haben mich mit der Tochter Elisabeth, genannt Betty, des Cousins Max

Mauerhofer, ebenso ein Käsebaron, verheiratet. Damit bin ich in der gehobenen Gesellschaft Burgdorfs angekommen, und mein Schwiegervater hat dann hauptsächlich das Engeriedspital finanziert.

So wurden Emmentaler und seine Löcher zur heilenden Medizin. Tja, Betty ist mehrsprachig durch Mitarbeit im internationalen Käsehandel, sie ist es gewohnt, einem hochbürgerlichen Haushalt vorzustehen und zu repräsentieren. Auch als Mutter weiss sie die beiden Kinder mit wohltdosierter Liebe zu erziehen. Also alles bestens, passend und gesellschaftlich füllend.

Aber das nie und nimmer Lebensinhalt an sich, wie das Schneiden mit dem Skalpell: kundig angesetzt, die Wunde aufgeklafft und punktgenau darin gearbeitet, Schritt für Schritt. Mit ruhiger Hand. Meiner erfahrenen Hand.»

«Schön, ‹Topf›, ich erkenne, verstehe Dich nun im Gesamtbild deines Seins und auch die Rangfolge Deiner Antriebe. Von Liebe, gar Sexualität im Zentrum sprichst du nicht... oder hast Du Hemmungen bürgerlicher Art?»

«Ach, Gott nein. Die bürgerliche Sünde wird in der Ehe zur Pflicht. Ich erfülle diese, allerdings, nicht gerade zu oft. Klar, unter Medizinern darf man ja offen darüber sprechen, es bestehen keine Verdrängungs-, Sublimations- oder Kompensations-, und so weiter Anlässe gemäss deinem Sigmund Freud, den ich auch ein bisschen gelesen habe.

Nein, nur sind meine diesbezüglichen Interessen nach dem Anfangssturm, weil doch ein neues Körpererlebnis, ziemlich erlahmt. Zu repetitiv, das Begehren ist weggefallen oder zumindest ein seltener Stachel. Vielleicht hätte Betty mehr Antrieb, aber wie Du weisst, spricht man darüber nicht. Und sie ist in Morges an einer puritanischen höheren Töchterschule im Benimm nach-erzogen und so geprägt worden. Gut so, denn für mehr bin ich nach einem langen OP-Tag und Uni-Tag auch zu müde.»

«Gut, lieber ‹Topf›, kommen wir nun zum Zentrum: Wie kam es? Bitte ganz im Detail, also weniger für mich als für Dich selbst».

Beinahe hätte Dr. Robert Isenschmid ergänzt, mit deinem Bericht ist ein Bewusstwerdens-Prozess verbunden, der bereits etwas Heilung verspricht. Doch weiss er wohl, dass die Methode von Freud als langwierig (und kostspielig) gilt.

«Gut, lieber ‹Spitz›, aber sei gewarnt, ich werde ins Detail gehen und mit einiger Lust auch, das weiss ich bereits.

Also, ich greife eine Meniskusoperation heraus, die vor einem guten halben Jahr stattfand, gleich wie jene vor drei Tagen. Warum? Ich bin gehemmt zum Schutz der Identität des Patienten, der nun in der Klinik liegt, über jene von vorgestern zu berichten. Ich war damals am Anfang und der erste, der sich an dieses schweisstreibende Unterfangen wagte. Das heisst, erst seit einem Jahr sammle ich diesbezügliche Erfahrungen, und noch nicht allzu oft. Für eine Publikation wäre es noch zu früh⁷.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen sind zum überwiegenden Teil die Meniskusverletzungen Längsrisse, die dem Faserverlauf folgen und deren Rissflächen mehr oder weniger senkrecht auf den Gelenkflächen stehen. Ohne falsche Bescheidenheit: Ich habe eine zunehmende Gewissheit in dieser Operation. Meine Gehilfen haben das notwendige Material, gemeint sind die sterilen Tücher und Instrumente, zwischenzeitlich sorgfältig vorbereitet. Ich weiss, dass ich vielleicht alle schon langweile, wenn ich immer wiederhole: Bei der Meniskusoperation handelt es sich um eine Gelenksöffnung, die strengste Asepsis erfordert.

Nachdem ich gut 7 Minuten meine Hände bis zu den Ellbogen gewaschen habe, und mir von Schwester Füeg der Operationsmantel, die Maske und die Haube angelegt wurden, betrete ich den Operationssaal. Die Patientin, von etwa 40 Jahren, schlank, wahrscheinlich blond, liegt bereits in Narkose.

Sie erlitt vor wenigen Tagen vor ihrem Besuch in meiner Praxis einen Stolpersturz, was zu einer unmittelbaren schmerzhaften

Blockade des rechten Kniegelenks geführt hat. Meine klinische Untersuchung erbrachte den dringenden Verdacht auf eine Meniskusverletzung. Trotz verschiedener, etwas schmerzhafter Handgriffe konnte das Knie nicht deblockiert werden. Somit wird eben eine konservative Therapie nicht erfolgsversprechend sein. Mit Einverständnis ihres Hausarztes und einer weiteren anwesenden, ziemlich dominanten Persönlichkeit, entschliesse ich mich zum operativen Vorgehen um 10 Uhr.

Während meines Händewaschens und der Einkleidung haben meine Gehilfen die Patientin zur OP vorbereitet. Das verletzte Bein wird mit Karbolsäure vollständig gewaschen und mit Dampf sterilisierten Tüchern abgedeckt.

Ich kontrolliere noch kurz die Lagerung durch meinen Assistenten. Die esmarchsche Blutsperre ist angelegt, die Narkose so weit gut. Die Schwester reicht mir das Skalpell. Aufgrund meines Untersuchungsbefundes muss die Meniskusläsion auf der Innenseite des Kniegelenks liegen. Ich ertaste den Gelenkspalt und durchtrenne die Haut längsverlaufend auf einer Länge von 5 Zentimeter direkt über dem Gelenkspalt. Teils stumpf, teils scharf präpariere ich direkt auf die Gelenkkapsel. Diese ist wegen dem Erguss prall gespannt.

Vor dem Eröffnen der Gelenkkapsel ist es wichtig, eine akribische Blutstillung durchzuführen. Diese erfolgt mit der Elektrogalvanik. So gelingt eine saubere Übersicht. Assistent Meier quengelt mir das Knie auf. Die Kapsel wird eröffnet. Ein massiver Erguss entleert sich. Ich sehe nichts. Das OP-Licht ist ungenügend und muss gerichtet werden. Der Erguss wird ausgetrocknet.

Mein Assistent muss nun mit noch grösserer Kraftanstrengung das Knie weiter aufquengeln. Meine Vermutung bestätigt sich. Der Innenmeniskus wurde durch den Fehltritt repariert. Ein Teil ist tief ins Gelenk eingeschlagen und blockiert. Mit einer Kocherklemme gelingt es mir, diesen zu fassen und schlussendlich ganz zu entfernen. Das Gelenk wäre nun wieder frei

⁷ Vgl. Fritz Steinmann: *Unfallmedizinische Studie der Meniskusverletzung des Kniegelenks in: Schweizerische Rundschau für Medizin 1922, S.133-141*

beweglich. Da das übrige Kniegelenk soweit beurteilbar normal erscheint, bin ich überzeugt, dass es der Patientin gut gehen wird.

Vor der Kontrolle will ich noch etwas Gewebe wegschneiden, und da passiert es. Tatsächlich aber erst vor drei Tagen bei der gleichen OP. Das Skalpell fällt aus meiner Hand zu Boden, und um mich dreht sich der OP-Raum wie auf einem Karussell:

Ich falle wie in einem Wirbel in der Aare auf den Grund beziehungsweise auf den Boden. Schwester Füeg kümmert sich sofort besorgt um mich, während meine Assistenten die OP selbständig beenden, das heisst die Gelenkkapsel mit Katgut verschliessen und bis und mit antiseptischem Verband mit sterilen Kompressen anlegen.

Ich weiss aber davon nichts mehr, denn am Arm von Füeg bin ich hinausgetaumelt und lege mich in meinem Büro erschöpft und besorgt auf das Sofa.

Es ist sinnlos, dass ich noch weiter verlängere. Kurz, immer wenn ich nun ein Skalpell zur Hand nehme, springe ich aufs Karussell und die wirblige Fahrt will beginnen, indem dieses klirrend zu Boden fällt. Effekt, ich fürchte mich sogar, das Skalpell anzusehen. Oder mittelalterlich ausgedrückt, das Skalpell scheint mir verhext oder vom Teufel besessen. Ich bin, ‹Spitz›, als Chirurg gestorben, unfähig aus der Laufbahn geschleudert, sozusagen im Nichts des Lebens sinnlosen herumirrend.»

Nun wird es still im kleinen, düsteren Büro. Beide denken vor sich hin, wie in einer hallenden Stille des Rätselhaften, des Nichtwissens, des Warums, und des fragenden ‹Wie Weiter›. Auch Dr. med. Robert Isenschmid, erst am Anfang seines Freud'schen Lateins, findet keinen klaren Ansatzpunkt, geschweige denn eine medizinische Diagnose. Es gibt das Offenkundige, die äussere Situation und Lebensweise von Fritz, daher spricht er durchaus improvisierend vom Allgemeinen, und nur sehr wenig zum Speziellen des eigentlichen Leidens.

«Lieber ‹Topf›, das ist meiner Ansicht nach eine psychomentele Folge, ja ein Zusammenbruch, entstanden durch Deine jahrelange Überforderung. Der Boden schwankt unter Deinen Füssen... Dir dreht sich Deine gewohnte Welt um Dich herum, Du verlierst den Halt... und das, was Dich ausmacht, das Skalpell, fällt mit Dir zu Boden.

Das Zentrum deines Viel-Zuviel, das Symbol Deines Lebensinhaltes, fällt aus der Hand und damit Du selbst. Es ist eine Art geistiger und körperlicher Protest gegen die permanente Grenzüberschreitung.

Vielleicht ist in Dir ein inneres, Dir unbekanntes Leben, ein undefiniertes Etwas, das verkümmert und nach seinem Daseinsrecht schreit.»

Hier begibt sich der junge Freud-Anhänger auf unsicheres Terrain mit der Gefahr, dass ihn Fritz nicht mehr ernst nimmt. Daher beschwichtigt er sogleich:

«Die Überforderung ist fürs Erste klar. Ich werde nun einige neurologische Tests machen. Sitz auf!»

Nun muss Fritz mit geschlossenen Augen mit dem Zeigefinger die Nasenspitze treffen, ebenso Zeige- auf Zeigefinger, dann mit einem fixierten und geraden Blick, Bewegungen links und rechts erkennen (wie viele Finger halte ich auf?). Mit einem Hämmerchen testet Isenschmid noch die üblichen Reflexe.

Alles scheint normal.

Wieder kurze Stille, erwartungsvoller Blick von Fritz, und dann meint sein Zofinger-Kollege: «Meine vorgängige Feststellung geht sicher in Richtung zutreffend. Als Therapie habe ich leider nichts Spezifisches, nur einen Vorschlag: Völliger Szenenwechsel, ganz andere Umgebung, komplettes Wegschneiden des bisherigen Seins, Dich auf Dein Inneres zurückfinden. Wer bist Du eigentlich ausserhalb Deiner Funktion? Diese Frage solltest Du Dir stellen.

Also Beruhigung in der Ruhe, im Irgendwo, wo Dich niemand als Chirurgen kennt, sozusagen Inkognito. Ja keine Beschäfti-

gung mit Medizin, vielleicht leichtes Wandern, leichte Gymnastik und viel Schlaf.

Vor allem, so bald als möglich weg, weg von hier und allem, mindestens für zwei Monate. Hast Du einen Vorschlag?»

Fritz denkt nach, erinnert sich dabei an eindruckliche Wanderung im letzten Sommer im Berner Oberland und setzt sich seine Brille auf. Dann spricht er langsam und recht dezidiert:

«Grandhotel Giessbach am Brienersee.»

3. Spiegeleier

Die Absicht von Fritz, sich seinen zwei Reisekoffern aus braunem Leder zu widmen, seine Garderobe sorgfältig auszupacken und gut überlegt im Schrank und in der Kommode einzuordnen, wird durch ein leises Klopfen an der Tür unterbrochen. Sein «Wer kann das sein?» ist nur kurz. In seinen Abgrundgedanken hat er schlicht seine Bestellung an der Rezeption bei dem Riesen mit weissem Backenbärtchen vergessen:

Drei Spiegeleier mit einer Portion Speckrösti, schön gewürzt, und Brötchen. Dazu einen Halben des roten Hausweines und eine Flasche Mineralwasser.

So ruft er denn, sich über den geöffneten Koffer beugend:

«Kommen Sie herein, die Tür ist nicht verschlossen!»

Als er hört, wie sich die Türe öffnet, ergänzt er im Ton etwas zu barsch wie in den OPs angewöhnt, ohne aufzusehen:

«Stellen Sie alles beim Tischchen bei den Fenstern bitte ab. Danke.»

Und eine weibliche, eher sanfte Stimme antwortet respektvoll, aber klar:

«Wie Sie wünschen, Herr Doktor von Gysenstein.»

Nun hebt Fritz den Kopf, und zwei Gedanken blitzen durch diesen:

«Richtig, ich habe mich ja Inkognito unter Dr. Frédéric von Gysenstein, also nach unserem Heimatort, angemeldet», und der Zweite: «Das ist sicher keine nach oben geschickte Saaltochter». Denn eine schlanke Dame mit einem blonden Schweif rauscht in einem schwarzen langen Kleid an ihm vorbei. Zu schnell, um ihr Gesicht wahrnehmen zu können. Jetzt beugt sie sich über das Tischchen und richtet das gewünschte leichte Nachtmahl

an. Zweifellos eine Dame, die erstaunlicherweise entgegen der eher sittenstrengen Mode ihre goldblonden Haare offen trägt. Vielleicht ist das Ausdruck der internationalen Atmosphäre in diesem Grand Palace, einer Insel in mancherlei Beziehung im grünen Wald, die ja nur mit dem Schiff erreichbar ist. Ihr Hals, soweit von hinten sichtbar, ist schlank und von einer weissen Halskrause mit diskreten Rüschen am oberen Rand umschlossen.

«Alle Achtung, da bringt mir eine elegante Dame mein Abendessen aufs Zimmer. Wer ist das und was soll das?»

Bevor er sich einen Reim daraus lesen kann, dreht sich das Rätsel aufrichtend um, lächelt ihn mit einem offenen A-Blick an, indem sie zugleich im bisherigen eigentümlich sanften und zugleich klaren Ton sagt:

«Guten Abend, Herr Doktor von Gysenstein. Willkommen im Grandhotel Giessbach. Oder soll ich Sie mit Professor Doktor Steinmann begrüßen? Ihre Spiegeleier mit Rösti sind wie gewünscht angerichtet.»

Der Angesprochene hebt die Augenbrauen und gibt überrascht zurück:

«Mein Inkognito scheint ja bereits aufgefliegen. Guten Abend ebenfalls und danke. Doch ich bin nicht Professor, aber schon zu lange Privatdozent. Mit wem habe ich die Ehre, verehrte Dame?»

Fritz müsste lügen, wenn ihm diese Frau mit ihrem offenen, aber doch etwas verschmitzten wissenden Lächeln, ihren roten Lippen in einem harmonischen Gesicht ohne Makel, umrahmt von den goldblonden Haaren, nicht beeindruckt würde. Ja, es lässt ihn sogar etwas sonderbarer fühlen, was bei den hundert, vielleicht tausenden Patientinnen im Laufe der vielen Praxisjahre nie aufgetreten ist.

Er schätzt sie auf gut Mitte Dreissig, denn sie scheint reif, selbstbewusst und doch jung in Erscheinung und Ausstrahlung. Daraus folgt in ihm eine seltsame Assoziation: Vor mir steht die Guldhaar-Prinzessin von und zu Giessbach.

Diesen abwegigen Blitzgedanken unterdrückt aber Fritz sofort. Als erfahrener, nüchterner, wenig zu Gefühlen neigender Kliniker zwingt er sich zur kühlen Berechnung der Möglichkeiten, und zwar deren zwei:

«Gnädige Frau, sind Sie die Hausdame oder gar die Dame des Hauses?»

Die Quittung fliegt ihm erneut mit diesem so besonderen, verschmitzten Lächeln entgegen, und zwar zugleich mit einem merkbar erhobeneren Haupt, die Herrscherin andeutend:

«Richtig, letzteres. Mein Name ist Labhardt, Labhardt Elisabeth. Ich bin die Eigenerin von Giessbach und drei weiteren Hotels dieser Art. Ja, leider musste ich wegen des kürzlichen Todes meines Vaters die ganze Hotelgruppe übernehmen. Aber hier ist unter mir der Hoteldirektor, Herr Luzius Badell, ein erfahrener Engadiner im Hotelbetrieb.»

Fritz tritt respektvoll einen Schritt zurück und deutet entgegen seiner Gewohnheit gar eine Verneigung an. Zugleich sucht er fieberhaft in seiner Erinnerungskammer nach etwas Abgelegtem:

«Ich kenne diese elegante Frau mit ihrem einnehmenden Wesen, aber unter anderen Umständen, auch nicht so. Sonst würde ich mich sofort erinnern. Jedenfalls ist sie mir noch nie in diesem eleganten Kleid – schwarzsamtig, in der Taille eng geschnitten und mit einem langen Faltenwurf sowie einer zierenden weissen Halskrause – begegnet.»

Nein, so denkt es in ihm beinahe poetisch:

«Auch dieser blonde Haarschopf, das schöne Gesicht mit dem Hauch rosa auf ihren Wangen, die roten Lippen, ihr Lächeln, ihre grünen Augen ... nein, das wäre mir in Erinnerung geblieben. Trotzdem, ich kenne sie, ich weiss das.»

Nun sieht sie ihn mit einem Anflug eines eher spöttischen Lächelns an, weil sie wohl spürt, wie er verzweifelt in seinem Hirn herumkramt, wie ein Bibliothekar, der nach einem selten verlangten, schöngestigen Werk sucht.

Doch da, jetzt kommt es ihm:

«Ihr Vater ist der Erinnerungshaken. Er dominierte seinerzeit den ganzen Raum. Jawohl, der Hotelmagnat Labhardt führte für sie das Wort, und sie, seine Tochter, stand im Hintergrund an zwei Krücken in einem unscheinbaren blauen Wollkleid, ziemlich eingeschüchtert. Ihr jetzt so scheinvolles blondes Haar hatte sie unter einer züchtigen weissen Haube versteckt, so dass nur ein kurzer Blondkranz herausragte. Jawohl, sie ist das blockierte Knie eben dieser Meniskus-OP, die ich vor drei Tagen Robert geschildert habe. Welch ein Zufall!» sagt Fritz erstaunt zu sich selbst, und weiter: «Was bin ich doch für ein Fachidiot geworden. Ich sehe nur noch das lädierte Gelenk und die daraus folgende OP und vergesse den Menschen. Für mich offenbar nicht mehr erinnerungsfähig.»

Das denkt Fritz ziemlich einsichtig, was für ihn eher aussergewöhnlich ist.

Nun gilt es aber zu antworten, eine Verlängerung der Sprechpause wäre unhöflich:

«Das tut mir aber leid für Sie, Frau Labhardt. Das muss nicht nur schmerzhaft und traurig für Sie sein. Eine so grosse und von Pflichten beschwerte Belastung haben Sie da mitten in der Sommersaison übernehmen müssen. Ich erinnere mich jetzt an Sie und vor allem an Ihren Vater. Vor einem guten halben Jahr habe ich Ihnen Ihr total blockiertes, linkes Knie operiert, ein lädierter Meniskus ... richtig?»

Doch bevor Sie antworten kann, fügt er noch hinzu:

«Entschuldigen Sie, Frau Labhardt, was war denn mit Ihrem Herrn Papa? Er wirkte ausserordentlich vital auf mich.»

Nun schiebt sich ein Schatten über ihr Gesicht. Ihre Miene verändert sich beinahe wie zu einer Maske aus Ernsthaftigkeit, Trauer und mit einer Spur Wut durchsetzt. Ihre Augen, leicht zugekniffen, verlieren ihren grünen Glanz.

«Er ist vor vier Wochen hier in Giessbach gerade unter Ihrem Turmzimmer ohne erklärlichen Grund abgestürzt. Durch den

heftigen Aufschlag zu Tode gekommen. Er wurde mehr als 24 Stunden vermisst und erst durch Zufall an einer schwierig zugänglichen Stelle im Dickicht da unten gefunden. Gemäss Polizei und dem von Bern geschickten alten Ermittler namens Bluntschli, mit der grässlichen Angewohnheit, bei jeder Gelegenheit Brissago zu rauchen, sei es eindeutig ein Unglücksfall. Vielleicht an der exponierten, nur für Mitarbeiter zugänglichen Stelle über das niedrige Mäuerchen hingefallen und gestolpert.» Dann fügt sie nach einer kurzen Pause hinzu:

«Aber halten wir ein, Ihre Spiegeleier werden kalt. Essen Sie jetzt.»

«Das kann warten. Aber noch ein kurzer Themawechsel. Vielleicht eine abwegige, eher professionelle Frage:

«Habe ich die sicher angeordnete Nachuntersuchung bei Ihnen vollzogen? Ich erinnere mich jedenfalls nicht.»

«Nein, ... ich dachte, nach der Einhaltung der von Ihnen verschriebenen Schonung und Rekonvaleszenz-Zeit mit den empfohlenen Übungen sei nun alles gut. Und hier gibt es sehr viel zu tun für mich. Mein Vater kümmert, nein, kümmerte sich – habe mich an sein Ableben noch nicht gewöhnt – um die drei anderen Hotels, insbesondere um den neu zugekauften Waldhof im Engadin. Sein Konzept: Elegante Grandhotels der höchsten Anspruchsklasse in der völlig unberührten Natur. Ich muss und werde es so weiterführen.»

Und wieder wirkt sie recht selbstbewusst und meint ernster:

«In Giessbach liess er mir immer freie Hand, natürlich in guter Zusammenarbeit mit Direktor Badell. Dieser leitete mit grossem Geschick auch die umfangreichen Umbauarbeiten zwischen 1911–1912. Trotzdem: Natürlich blieb ich immer unter der langen Kontroll-Leine meines alles bestimmenden Vaters.» Nun seufzt sie beinahe:

«Aber mit seinem Unfalltod bürdet er mir als einzige Tochter mit dieser ganzen Hotellerie sehr, sehr viel mehr auf ...» und fügt leise hinzu:

«... und da kann ich eigentlich froh sein, dass es bei mir nie mit einer Heirat geklappt hat ... denn ich war und bin sozusagen mit Giessbach verheiratet. Sie kennen ja, verehrter Herr Doktor von und zu Gysenstein beziehungsweise Steinmann, das geltende Eherecht oder müsste man wohl eher sagen, das Männerrecht in der Ehe.»

Fritz denkt: «Erstaunlich, ihre Offenheit, aber vielleicht findet sich die Ursache darin, dass ich sie von der stark behindernden Blockade befreit habe. Trotz ihres Leids wirkt sie mit ihren offenen Haaren, eine Seltenheit in dieser Öffentlichkeit, sowie in ihrer Haltung, dem sicheren Ton ihrer Stimme, irgendwie befreit. Demnach scheint sie dem schweren, ja übergrossen Erbe, gewachsen zu sein.

«Gut ... Ich verschiebe meine Antwort und esse meine Spiegeleier. Stoff, um diese mit Nachdenken zu würzen, haben Sie mir ja reichlich gegeben. Aber darf ich Sie bitten, nachher noch kurz zu verbleiben? Falls Sie Geduld haben, verehrte Frau Labhardt, erkläre ich Ihnen danach mein Inkognito-Hiersein. Und falls Sie es wünschen, hole ich auch die Nachuntersuchung auf. Keine grosse Sache. Darf ich Ihnen in der Zwischenzeit ein Glas von Ihrem so tiefroten Hauswein anbieten?»

Sie nickt zustimmend und lächelt zurück:

«Es ist ein Bordeaux, genauer ein Leoville Las Cases 1908. Das nehme ich gerne an, denn es ist weniger unser Hauswein als mein bevorzugter Wein. Auch für Ihre professionelle Nachuntersuchung bin ich dankbar. Sie haben mich ja schliesslich gegen die Zweifel meines ganzen Umfeldes mit dieser neuartigen Operation geheilt. Und heute hüpfte ich von Zeit zu Zeit Trepp auf und Trepp ab – wie ein junges Reh.»

Da sieht Fritz, dass von der schönen Hotelière bereits zwei Gläser voraussehend bereitgestellt sind. Sie kommt ihm auch zuvor und schenkt aus der Weinkaraffe mit Goldrand beide ein und fügt an: «Ich versorge in der Zwischenzeit Ihre Garderobe, falls Sie nichts dagegen haben.»

Da er weiss, dass seine so zuverlässige Betty nicht nur ordentlich, sondern peinlich exakt gepackt hat, wie bei jeder seiner Reisen an internationalen Kongressen, sagt er dankend zu. Nun aber beginnt er die Spiegeleier, die Röstli und ein Brötchen zu verschlingen. Die lange Reise nach einem letzten Vormittag in der Familie und der gar etwas hitzigen Diskussion über die Notwendigkeit seines Alleinseins hier hat ihn doch recht hungrig gemacht.

Zugleich verwirrt ihn die Situation: Er hat einer schönen, attraktiven Frau das Knie offengelegt, aber kann sich nicht an sie erinnern. Auch scheint der kürzliche Tod dieses Vaters keine lähmende Trauer zu hinterlassen, denn sie gibt ihm das Gefühl, der Unfalltod habe für sie auch etwas Befreiendes.

Schliesslich, ehrlicher Weise, muss er sich eingestehen, diese Frau fasziniert ihn und lässt ihn gegen seinen Willen nicht gleichgültig. Jawohl, sein Interesse ist keineswegs nur medizinisch oder noch ehrlicher, ihr Knie interessiert ihn überhaupt nicht mehr. Sie geht ja wieder ausgezeichnet daher: Aber als seriöser Chirurg und wegen seines guten Rufs darf er sie nicht ungeprüft ziehen lassen. Er wird sie auch ermahnen müssen, trotz des scheinbar guten Erfolgs der OP, dass es noch der Beobachtung und Begleitung der Heilung bedarf, was ihm zu pass kommt.

Langsam steigt ihn ihm, vielleicht auch etwas des exzellenten Weines wegen, den sie nach dem Klingeln der Gläser beide trinken, ein warmes Gefühl auf. Einem warmen Aufwind ähnlich, wie am frühen Morgen in südlichen Gefilden, der ihn ahnen lässt, dass dieser Ruheaufenthalt in diesem Märchenschloss vielleicht doch mehr verspricht. Mehr verspricht als ein langweiliges Beobachten der eitlen und müssigen Begüterten mit ihren dicklichen Schmuckchristbäumen an der Seite. Ja, vielleicht beginnt gar ein bisschen Sommermärchen an zu spielen. Allerdings drängt ihn schon die Frage, warum die neue Eigentümerin dieses und drei weiteren Grandhotels sich selbst in der Rolle der Saaltochter auf sein Zimmer bemüht:

Ist es allein sein Inkognito? Ihr Knie, oder verbirgt sich mehr hinter diesem persönlichen Auftritt?

«Dem müsste ich sicher diplomatisch vorsichtig mehr auf den Grund gehen».

Aber vorerst gibt ihm ihr verschmitztes Lächeln einen Gedankenstoss: «Erstaunlich, die grosse Belastung, die Häufung von Pflichten und Präsenzen scheinen sie in ihrer natürlichen Autorität und in ihrem inneren Gleichgewicht nicht zu berühren. Sie füllt den Raum. Ihr Lächeln und das Verschmitzte erst recht bedeuten doch, dass auch die ernstesten Dinge im Leben, die automatisch mit grossen Zielen und Ansprüchen verbunden sind, einem nicht den Sinn für Humor rauben müssen.»

Er, Fritz, hat viel erreicht im Leben und wird wahrscheinlich, wenn er genesen ist, noch mehr erreichen. Aber der Preis, den er dafür zu zahlen hat, war ihm zu wenig bewusst: Nämlich die Leichtigkeit des Seins, welche ein reiches Leben auch ausmacht – ja, die hat er vernachlässigt. Er muss von dieser Elisabeth Labhardt, ohne dass er viel von ihr weiss, lernen, wie man auch mit leichter Ironie, hin und wieder paradoxem Humor, die so präsente Ernsthaftigkeit erleichtert, durchbricht.

Ob es ihm gelingt?

Ist nicht sicher, vielleicht erst, wenn er von den Tagespflichten entbunden sein wird und langsam der leichten Weisheit des Alters entgegenschreitet.

So denkt Fritz vor sich hin, während er die Spiegeleier isst und mit einem Brocken des Brötchens noch das Gelbe auf dem Teller aufwischt, wie wenn er unbeachtet zu Hause wäre. Sie aber, die elegante und attraktive Frau Labhardt, Eignerin von vier Hotels, packt in Ruhe, wie eine Kammerdienerin, seine Garderobe aus seinen schweren Koffern und verräumt sie ordentlich in Schrank und Kommode.

Die Gedankenflüge in der Spiegelei-Auspackungspause wohl in beider Köpfe, unterbricht nun Fritz in eher barschem Arzt-Patiententon, das heisst leicht autoritär angehaucht:

«Liebe Frau Labhardt, die Nachkontrolle geht nicht lang, doch bringen wir es jetzt hinter uns, Sie haben sicher noch viel zu tun».

«Einverstanden... aber ein Wunsch doch, wohl noch etwas berechtigt in meiner Rolle hier: Sie könnten mir, lieber Herr Dr. Steinmann, nun auch erklären, warum Sie sich unter dem Namen Dr. Frédéric von Gysenstein hier, mit einer voraussichtlichen Dauer von zwei Monaten, im Gästebuch eingetragen haben. Bei Ihren breiten Tätigkeiten ist dies eine nicht zu erwartende Besonderheit... aber selbstverständlich wahre ich Ihr Inkognito, und weil ich Ihnen auch sehr verpflichtet bin, habe ich Ihnen diese Turmsuite zum halben Preis eines normalen Zimmers zugeteilt.»

Nun versteht Fritz nicht nur sein Zimmerprivileg, sondern auch das Privileg des Leoville Las Cases Weins, den er ihr und sich nachschenkt.

«Gut, verbindlichsten und herzlichsten Dank, einverstanden», antwortet er etwas gar kurz auf die so charmant vorgetragene Offenbarung der Güldenprinzessin oder gar jetzt Königin von und zu Giessbach.

«Treten Sie bitte bis an die Wand zurück... Danke, ja so. Nun heben Sie Ihren Rock über die Knie und gehen nicht zu eilig in natürlichen Schritten auf mich zu.»

Dazu steht er auf und sie kommt ihm entgegen. Er murmelt, aber doch für sie hörbar:

«Unauffälliges, flüssiges harmonisches Gangbild»,

wobei er nicht umhin kommt, ihre Beine nicht nur orthopädisch zu beachten. Diese, wohl der frühlommerlichen Temperaturen wegen, zeigen sich unbestrumpft, mit weissen Söckchen, die aus den eleganten, schwarzen Schnürstiefelchen herausgucken.

«Gut, nun müssen Sie sich aufs Bett legen und den Rock höher hinaufziehen, damit ich Ihr operiertes linkes Knie, auch im Vergleich zum rechten, prüfen kann. Zugleich erkläre ich Ihnen zusammenfassend meinen ehrlicherweise erzwungenen, das heisst wenig freudvollen, Aufenthalt hier.»

Fritz fasst nun den Anlass seines Aufenthaltes zusammen, während sich die schöne Hotelière auf dem Bett bereit macht. Seine Erklärungen tönen wie die Eröffnung einer Diagnose für den Patienten mit der daraus folgenden Therapieverschreibung von Dr. Robert Isenschmid. Dies in einem leicht beiläufigen Ton, als ob es ihn, Fritz, gar nicht betreffe, zum Schluss mit der Bemerkung:

«Ich komme mir vor wie ein ausgerissener Schneidezahn, weggeworfen und nutzlos. Ich hoffe doch sehr, Sie haben hier eine reich ausgestattete Bibliothek.»

Ja, in Tat und Wahrheit wurde sein ganzes bisheriges Sein wie von einem Meteoreinschlag verwüstet, und es beginnt erst jetzt in ihm die Frage zu dämmern:

«Was mache ich denn hier zwei Monate lang?»

Im Übrigen staunt Fritz über sich selbst, mit welcher direkter und ehrlicher Offenheit er dieser auf dem Bett liegenden Frau mit hochgezogenem Rock alles erzählt. Dabei registriert er nach wie vor erstaunt, dass sie in ihm seltsame und wenig gewohnte Gefühle weckt. Er, der gegenüber Patienten als Spezialarzt eher als verschlossen gilt, verlängert ja seine Ausführungen mehr als nötig.

Sie bleibt aber stumm, hört zu und schaut ihn diesmal mit einem eher rätselhaften, ja Sphinx-ähnlichen Lächeln an.

Als er geendet hat, setzt er sich neben die Frau mit dem Vornamen Elisabeth, eigentlich wie seine Gattin Betty, und betrachtet intensiv ihr linkes Knie. Wieder beginnt er vor sich hin zu murmeln, wie zuvor gut verständlich für sie:

«Schlankes, nicht geschwollenes Kniegelenk bei völlig reizlosen Narben. Knie als solches ergussfrei und nicht geschwollen, kein Unterschied zum rechten Knie»,

und nun an sie gerichtet fügt er an:

«Ich werde jetzt Ihr linkes Bein bewegen.»

Er streckt nun ihr Bein, drückt es gar ein bisschen mehr in die Gerade, dann beugt er es ganz nach hinten, so dass der Rock

ihren Oberschenkel ganz frei gibt. Dann betastet er die Oberschenkelmuskeln wie auch die Waden. Und wieder irgendwo aus einer Ecke einer für ihn fremden Welt springen Gedanken ihn an, die er aber sofort unterdrückt, indem er bewusster das Prüfungsergebnis in medizinischer Diktion für sich, aber für sie durchaus hörbar, verlautet:

«Extension (Streckung) komplett, Flexion (Beugung) frei, in der Extension ligamentär (die Bänder betreffend) stabil, kann die knienahe Muskulatur gut selektiv aktivieren, kräftig entwickelte Quadriceps (Oberschenkelmuskel), Neuralgie (Nerven rundherum) und Durchblutung intakt.»

Nun steht Fritz auf und sagt mit fester Stimme, seine plötzliche Unsicherheit oder Verwirrung überspielend, denn die Antennen der Intuition einer Frau nehmen diese ja sofort wahr:

«Frau Labhardt, sehr schönes Resultat nach einer Teilentfernung des Meniskus vor einem halben Jahr, Sie können alle ihre körperlichen Aktivitäten problemlos ausüben. Bei einem Mann würde ich noch anfügen, und alle sportlichen Aktivitäten.»

Sie streicht ihren Rock nicht allzu schnell nach unten, sitzt und steht auf und findet wieder zu ihrem verschmitzten üblichen Lächeln zurück.

«Da bin ich froh, – aber, Herr Medicus, es gibt heute viele Frauen, die auch Sport treiben. Wir leben im neuen Jahrhundert. Gerade im Giessbach wird von Frauen berggewandert, sogar geklettert, allerdings immer noch im hinderlichen Rock. Natürlich spielen sie auch Tennis.

Nun zu Ihrem Hiersein eine Bemerkung: Das betrübt mich sehr, dass Sie dieser harte Schicksalsschlag getroffen hat, auch wenn er hoffentlich nur zwei Monate dauert. Ich denke dabei an all die Menschen, die jetzt Ihre Hilfe benötigen und nun zuwarten müssen. Ich weiss ja, von was ich rede. Im Übrigen haben wir eine reich ausgestattete Bibliothek und – gestatten Sie – es würde mich freuen, wenn es meine Beanspruchung erlaubt, mich von Zeit zu Zeit mit Ihnen unterhalten zu dürfen.»